

Insel

Hermann
Lenz
Erinnerung
an Eduard

Erzählung



Erinnerung an Eduard erzählt die Geschichte einer Freundschaft zwischen dem Ich-Erzähler Otto Nestle und seinem Jugendfreund Eduard, der später als Eduard Mörike erkennbar wird. Otto leidet darunter, nicht zu Eduards engsten Vertrauten zu zählen und wird zum stillen Beobachter Eduards. Dieser, ein nachdenklicher junger Mann, studiert Theologie, fühlt sich jedoch nicht wirklich dazu hingezogen. Bei einem Besuch in seiner Heimatstadt Ludwigsburg lernt er das schöne Schankmädchen Maria Meyer kennen, eine Begegnung, die sein Leben verändert. Ottos und Eduards Wege trennen sich. Während der Erzähler eine Stelle als Hauslehrer in einer gräflichen Familie annimmt und ein Leben in Entsagung führt, bleibt Eduard in seiner Welt der Gedichte und Träume gefangen. Er lebt als Pfarrer, angepasst, hypochondrisch, umsorgt von Mutter und jüngster Schwester, erfolgreich nur in seiner Literatur. Hermann Lenz beleuchtet die Themen der Vergänglichkeit von Beziehungen, der Suche nach Selbstfindung und der Bedeutung von Erinnerungen und fängt mit einfühlsamer Sprache die inneren Konflikte und emotionalen Abgründe seiner Charaktere ein.

HERMANN
LENZ
ERINNERUNG
AN EDUARD

Erzählung

Insel Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

© 1981, Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-24369-4

www.insel-verlag.de

ERINNERUNG AN EDUARD

Es hieß, er sei drüben bei Lohbauers, und ich kam ins Haus, als Eduards Schwester auf dem Spinett spielte. Es war ein heller Nachmittag im Juni.

Wie immer hatte er sich unerwartet von Tübingen eingestellt, denn sich anzumelden, das war nicht nach seinem Sinn. Nun saß er bei Lohbauers in der Oberen Stube, wo die Jalousien nach dem Hof herabgelassen waren, und schaute auf Lichtflecken, die sich regten und den Boden zu durchleuchten schienen. Seine Brillengläser spiegelten und ließen sein Gesicht verwischt erscheinen; dazu sein helles Haar, das sich in späteren Jahren dunkler färbte.

Hinter ihm schwang eine Uhr den messingblitzenden Perpendikel, und ich weiß noch, daß sie auf dem Schreibsekretär stand. Kein Möbel ist aus jener Zeit mehr da, nur Bilder haben sich erhalten, und am beständigsten sind für mich Bilder der Erinnerung. Zusammen mit den Tönen des Spinettes, die ich höre, während ich dies schreibe und weiß, daß es die Ouvertüre zu ›Don Juan‹ war, sehe ich das Zimmer und die Menschen, als wären sie mit Aquarellfarben gemalt.

Auch das Kleid seiner Schwester mit dem Rosenmuster – übrigens kleine Rosenblüten – sehe ich vor mir. Und Eduard sitzt vorgerutscht im Stuhl und läßt die Hände über die Armlehnen hängen. Er lächelt und schaut nach der Jalousie, die grün und weiß gestreift und schräg nach außen gestellt ist. Die

Ouvertüre geht zu Ende, und er wartet eine Weile, während die Uhr dreimal klingelt.

Dann steht er auf, geht zum Fenster, hebt die Jalousie ein wenig und sagt: »Solang die Maulbeerbäumchen im Hof stehen und du spielst, Luise ...«

Er war mit den Gedanken anderswo, und ich meinte zu wissen, was er dachte. Dann ging er weg.

»So hastig ist er fortgegangen«, sagte Luise und schloß den Deckel des Spinetts. Dann blieb sie eine Weile stehen, die Hand auf dem spiegelnden Holz. Es schien mir immer, als habe die Schwester meines Freundes, der sich wenig um mich kümmerte, vielleicht weil er der Meinung war, ich käme nur Luisens wegen, seine Gesichtszüge gleichsam in einer genaueren Gußform; aber dies mochte daher kommen, daß sie sechs Jahre älter als er war.

»Haben Sie den Eduard in Tübingen auch so gesehen, wie er jetzt ist?« fragte sie.

»Nein. Und ob es lange dauern wird?«

»Selbstverständlich wird es lange dauern. Aber, was heißt lange? Die Dauer eines Lebens halt«, sagte sie und merkte, daß ich erschrak. Dann fügte sie wie zur Entschuldigung hinzu: »Für mich ist das nicht lange ... Bemühen Sie sich nicht, mir's auszureden.«

Ich wußte, wie es um sie stand, obwohl es hieß, sie könne geheilt werden; bei ihr handle es sich nur um eine leichte Art und um ein Anfangsstadium der Schwindsucht, und weil's frühzeitig entdeckt worden sei, habe man es sozusagen in der Hand.

Ihre Mutter setzte sich an diesem Nachmittag, noch ein bißchen verschlafen und im langen Nacht-

gewand, eine Schale mit Schokolade in der Hand, zu uns, rührte in der Tasse, fragte nach Eduard und sagte schmunzelnd: »Wird er halt zum schöne Mädle gange sei ... Koi Wonder.« Und sie bemühte sich, das ›schöne Mädle‹, die Maria, die schließlich auch bloß Meyer heiße – der Name schien sie zu beruhigen – so darzustellen, daß sie mir wie eine Hauptperson in einem Singspiel vorkam, allerdings nur für einen Moment: »Ihr glaubt mir nicht, aber die hat nix Böses an sich. Die ist g'sund, die ist aus der Schweiz. Die könnt Käs verkaufe. Käs und Butter, weil sie doch so sauber ist. Die mit ihrem dunkeln Haar ...« Und sie sah an ihrer Tasse vorbei auf das Mahagonitischchen, zog die Schublade heraus und sagte: »Mei Eduardle ... Ja, er ist arg wackelig, da habt ihr recht. Und von innen her kratzt's halt an ihm. Anders als bei's Lohbauers Rudi. Der verkraftet's leichter.« Und sie erzählte, wie diese Maria bei Lohbauers eine Schildkröte hochgehalten hatte und mit der Schildkröte unterm Kerzenflimmern herumgetanzt war: »Seitdem hat mei Eduardle eine ›wunde Stimmung‹, wie er immer wieder sagt. Ach ja, ich weiß schon ... Und du, Luisle, mußt dich schonen. Gelt, du schonst dich? Was sind die jungen Leut doch heutzutage alle wackelig ... Und hell wird's bei euch immer erst, wenn ihr den Mozart spielt ... Da wach ich auf und dusle noch und hör den Mozart, den mein Luisle spielt. Wenigstens habt ihr noch den Mozart, und der ist noch aus meiner Jugend. Damals wäret ihr auch net so wackelig gwä. Zu meiner Zeit hat es so etwas nicht gegeben. Also, daß man schon als junges Leut so wackelig ist.«

Aus der Schublade holte sie einen Brief Eduards hervor, den er im April in Tübingen auf körnigem Papier geschrieben hatte, das es heute nicht mehr gibt. Von seinen kleinen Schriftzügen sagte Luise, sie hingen gefährlich herum; dabei sah sie mir über die Schulter, während ich las: für die Zukunft sei er durch ein Versprechen, das er ihnen gegeben habe, verwahrt ... Dann kam der Satz, daß ein ihm teurer Trümmer und das Geheimnis einer schönen Vergangenheit, die wie eine lebendige Leiche in seiner Nähe offen umgehen werde, ihn allein kränken dürfe. »Aber, was tut Gewohnheit nicht?« hatte er schnell hingeschrieben. Ich wußte nicht, was damit gemeint war, während Eduards Mutter zum Fenster ging. Weil sie Pantoffeln trug, waren ihre Schritte beinahe lautlos, und ich sehe noch einen silbernen Stern darauf glänzen, als sie in den Sonnenflecken trat, den zuvor Eduard betrachtet hatte.

Wir schauten hinter der Jalousie in den Hof hinunter, wo zwei Maulbeerbäumchen in Kübeln beim Brunnen standen, dessen Wasser glänzte. Der Hof war leer und weiß vom Licht. Ich hörte nur das Wasser fließen, denn jetzt war Ludwigsburg, trotz seinem weiträumigen Schloß, eine abseitige Sommerresidenz, wo immer ein Hauch Feiertag in der Luft lag und sogar Wagenrasseln gedämpfter als anderswo klang. Stelle ich's mir vor, dann ist es manchmal fast wie ein lebendes Bild, obwohl ich weiß, daß sich in ihm vielerlei Heftiges bewegt hat. Aber dort, in diesem Augenblicke, als die Verletzungen nach außen hin kaum sichtbar zu sein schienen, warteten wir ab und waren froh, daß Eduards Mutter die Sache mit

Maria Meyer heiter aufnahm. Luise freilich sah sie anders.

Es bewegten sich die Bäume drüben in dem weiten Garten, von dem wir hinter der Jalousie nur den Blättertönfall hörten, der sich mit dem Brunnenrieseln mischte. Draußen in der Oberen Marktstraße, die gerade weiterlief, schaute der Turm der rötlichen Garnisonskirche über einstöckige Häuser, und in der Remise des Hauses Nummer zwei neben dem »Gasthaus zur Kanne« stand immer noch die Kalesche von Eduards Vater, der vor sechs Jahren als Oberamts- und Landvogteiarzt gestorben war, während fußhohes Gras die Pflastersteine zu verwischen schien: Dies alles gehörte damals noch dazu und war mit uns lebendig.

Eduards Mutter sagte: »Was der August jetzt in der Apotheke macht? Ha, wird er halt a Pfeifle schmauche oder die Gartenstuhl anstreiche, die Gartenstuhl vom Apotheker... Wie froh bin ich, daß der jetzt auch was Rechtes schafft.« Denn ihr Sohn August war Apothekerlehrling, und Eduard hatte ihn besonders gern. Der war, wie er, begeistert vom Theater.

Ich ging dann mit Luise weg, um Eduard zu suchen. Beim Bierbrauer Helm hatten sie ihn nicht gesehen, und auch Maria Meyer war nicht da. – »Das Schenk-mädchen...« sagte Luise im Weitergehen und schaute auf das Gras zwischen den Pflastersteinen, das einen grünen Dunst über die Straße legte und zuweilen einen Duft aussandte, wenn der Wind den Blütenstaub fortwehte. Ich erinnere mich, daß Luise

festen, geschmeidigen und feuchten Finger hatte, solche, die immer ein wenig wärmer als die anderer Menschen waren. Ich redete mit ihr über Maria Meyer, von der sie sagte, daß etwas an ihr sei: »Etwas, das man nicht greifen kann. Verstehen Sie?« Und sie meinte, daß Maria selbst davon nichts wisse, doch merke sie, wie sie auf die anderen wirke; das auf jeden Fall... »Und sonderbar, daß sie der Helm ohnmächtig auf einem Steinhäufen gefunden hat. Dem hat sie doch erzählt, sie habe österreichische Eltern und Großeltern aus Ungarn. Dabei spricht sie schweizerisch. Was sie getan hat, früher, und woher sie kommt? Daß niemand etwas davon weiß, das macht sie für den Eduard zu einer Nymphe. Und jung sein und an Nymphen glauben: Eigentlich beneidenswert... Ich kann es nicht. Aber verstehen, daß es so hineinfließt in den Eduard, es mir vorstellen, wie's ihm dabei schwindelt, oh, das kann ich leider gut... Wenn Sie so außen stehen oder auch daneben stehen wie ich, weil ich krank bin... Deshalb weiß ich, wie es ist. Vielleicht, daß Sie's verstehen.«

Der Augenblick, in dem sie dieses sagte, der ist mir erinnerlich als einer von verletzenden Momenten, weil ich mich ihr nahe fühlte. An einem Lattenzaun lief ein Hahn neben Brennesselbüschen, und das stumpfe, schwärzliche, samtige Grün dieser Brennesselblätter mit dem Rot des Hahnenkammes in der heißen und trockenen Nachmittagsruhe einer Straße Ludwigsburgs, das damals wie vergessen und halb zugewachsen oder wie beiseite gelegt aussah, sozusagen... das steht jetzt deutlich vor mir. Es ist eine

einschlägige Erinnerung, wenn ich so schreiben darf; und hier schreibe ich für mich. Weshalb soll ich es nicht für mich erzählen, weil die Zeit, in der es sich ereignet hat, längst untergetaucht ist, verschwunden als eine Ablagerung unter dem Fluß? Doch wird sie gegenwärtig in der Phantasie dessen, der zurückschaut, und ist in einer Gegend heimisch, über der sich das Licht gleichmäßig verteilt.

Die Straße noch Kornwestheim ist eine Allee, und in ihr gingen wir, weil Eduard oft von ihr erzählte. Hier lagen die abgeernteten Hopfenfelder des Bierbrauers Helm. Stangen waren an der weißen Straße aufgeschichtet, über der sich Schattenflecke regten, und die Helligkeit kam mit der Sommerwärme aus der Weite überm Langen Feld, hinter dem die Leonberger Hügel hellblau waren. Wagen standen draußen, ihre Pferde waren Silhouetten, und sie würden also abends hereinfahren, beladen mit Garben, wie es auch zu Ludwigsburg gehörte. Dann streiften Garbenbüschel an den Häuserwänden, ich mußte stampfenden Rössern ausweichen, das Licht war gelb, und von den Garben kam der Brotgeruch. Einem Garbenwagen in unserer Beamtenstadt zu begegnen, das war für mich immer wie ein herzhafter Geruch, wahrscheinlich, weil dann ab und an auch Roßäpfel abfielen. Und manchmal vermißte ich sogar das Militär, seiner buntfarbenen Uniformen wegen.

Jetzt war's beinahe immer still. Die Vorhänge hinter den Fenstern des Schlosses waren zugezogen und bleichten in der Sonne. Außer alten Kastellanen und

staubwischenden Bedienten kam selten jemand in die Säle, Zimmer, Kabinette. Vielleicht, daß manchmal ein hoher Besuch in drei Kaleschen hereinschwankte. Dann lüftete das Leben »die verlorene Denkstätte« aus, wie Eduard sagte, für den das Ludwigsburger Schloß als Relikt seiner Kindertage eine zerschlissene Traumkulisse war, die zu seinem »Mozärtle« paßte. Für ihn schien alles Alte einen unirdischen Hauch zu haben und wie ausgebleicht zu sein. Vielleicht lag's in der Luft als ein romantischer Geschmack und entsprach seiner Natur. Und mir fiel wieder der Satz ein, den seine Mutter vorgelesen hatte und in dem von einem ihm teuren Trümmer und dem Geheimnis einer schönen Vergangenheit die Rede war. Aber all dies hing mit anderem zusammen, das wichtig war und tiefer lag. Luise deutete es an, als sie neben mir im grünen Schatten der Kastanien ging, von »einer Halluzination, die mehr sieht als bloß Leiber oder Mauern oder Hügel« redete und dabei hinauszeigte in das Licht.

Für einen Augenblick meinte ich wiederum so weitab zu sein, wie ich als Kind öfters weitab gewesen war, wenn ich meine Hand angefaßt und sie wie etwas gespürt hatte, das aus Asche zu sein schien.

An der Straße stand ein Zollhaus; das wurde jetzt nicht mehr benützt. Luise blieb stehen, legte den Zeigefinger auf den Mund, zog mich weg, und wir gingen hintereinander auf dem Rasenstreifen wieder nach der Stadt zurück. Das Gras machte unsere Schritte lautlos. Dann stellte sich Luise hinter einen Kastanienstamm, flüsterte mir zu, ich solle es auch so machen, und nun standen wir verborgen an der

Straße. Droben kamen Eduard und Maria hinterm Zollhäuschen hervor, lachten und redeten zusammen; er ging auf schlafwandlerische Weise. Luise würde wohl »halluzinatorisch« gesagt haben, ich aber dachte: jetzt hat er wieder mal Luft unterm Schuh. Maria aber bückte sich, hob eine Kröte auf, zeigte ihm das Tier und sagte: »So bin ich wirklich, aber du siehst's nie.« – »Ja, so bist du... Aber du weißt nicht, was eine Kröte ist. Die ruft im Dunkel, damit es hell wird. Erst in der Tiefe wird es hell. Und ich bin jetzt die Augen dieser Kröte. Und Kröten sind doch klug.«

Mir erschien's unheimlich, wie er vorbeitaumelte, während Maria aufgerichtet tänzelte und die Kröte in die Höhe hielt. Sie lief davon und warf die Kröte in die Wiese; sie lachte und blieb stehen, dehnte sich, während Eduard ihr entgegenschwankte, zu Boden starrte, weitertrottete und auch nicht heiter wurde, als ihm Maria, die übrigens barfuß ging, einen Arm um die Schultern legte.

So sehe ich es heute, an einem eisengrauen Novembernachmittag, und weiß, daß die Bilder der Erinnerung mit den Jahren durchscheinend geworden sind. Es mischt sich die Erfahrung aus der Zeit, die inzwischen abgelaufen ist, hinein. Aber, daß es anders war, als ich's darstelle, das glaube ich trotzdem nicht. Zuweilen hört man, die Erinnerung betrüge den, der sich ihr überläßt. Worauf aber sollte ich mich sonst verlassen? Du verläßt dich auf dich selber, denke ich.

Luise und ich gingen hinter Eduard und Maria, die uns nicht sehen konnten. Maria würde wohl in der Helm'schen Wirtschaft verschwinden, und dann mußten wir Eduard begegnen, weil wir den schmalen Weg am Lohbauerschen Garten entlanggingen, wo eine Wiese schattig hinterm Lattenzaun ausgestreckt war und Geißhirtleebäume überhingen. Dahinter streckte sich die helle Straße. Auf ihr kam uns Eduard entgegen. Ihn blendete das Gegenlicht.

Dann liefen Kinder vorbei, patschten mit nackten Füßen übers Trottoir, schrieten »Uh!« und ärgerten uns, weil wir meinten, sie machten bloß Geschrei, als auch bereits der Helm'sche Garbenwagen von oben herunterrasselte, die Rösser wild ausgriffen, und ich Lohbauer lachend oben sitzen sah. Er stemmte sich in die Zügel, als kämen ihm die scheuenden Pferde gerade recht. Der freute sich, an ihnen seine Kraft messen zu können.

Der Wagen schlingerte und schwankte, die schwarzen Gäule stampften, doch riß sie Lohbauer zur Seite, daß sie, zitternd und in den Zäumen schäumend, dicht vor Eduard zum Stehen kamen. Lohbauer sprang herab, umarmte Eduard und rief: »Gelt, do guckst!« Er tätschelte die Pferde, streichelte ihre Kruppen mit der Geißel und war so nah vor uns mit seinem breiten Kopf, dem schweißverklebten langen Haar, das er sich breithändig aus der Stirne wischte, ein bärtiger Kerl im offenen Hemd, der zu Eduard sagte: »Ich hab halt eine Schwäche für die Rösser. Was willst schon in den Ferien anderes machen als a bißle bei der Ernt' mithelfe... Ha, das paßt mir grad!« Und dann, ein bißchen ruhiger geworden,

fügte er hinzu: »Weißt, Eduard, für dein Luisle bin i a Sauigel, a scheißlicher Kerle, gelt? Einer, der sich mit de Stallknecht ond de Stallmägd romtreibt... Wo er doch auch wie der Eduard zu den feinen Kreisen g'hört... Aber weißt: als Pfarrer hast du später auch Landwirtschaft dabei, und dann mußt du dich auskennen... Luisle, guck net so bösl!«

Mir war Lohbauer gerade recht, und heute denk ich: den hat der Eduard gebraucht... Da stand Lohbauer mit dicker Stupsnase, die Brust rot vom Sonnenbrand und beide Hände erdig wie ein Bauer. – »Eduard, ich hab die Maria hinter mir, du aber bist noch mitten in ihr drin. Willst halt dein Nymphle haben, und sollst's au han. Aber, glaub mir...« Und Lohbauer wandte sich mir zu und bemerkte, er könne dem Eduard sagen, was er wolle, es nütze trotzdem nichts. Die Maria sei auch keine aus der oberen Kiste. »Aber bloß a bißle spinnet, nicht bis ganz hinunter, weißt«, sagte er zu mir und faßte mich an meiner Jacke. Dann drehte er sich um, sprach vom Bier des Helm, das er nicht trinken werde: »Aber seinen Most! Ha, einen Most hat der Helm heuer! Maagst koin Moost, Eduard? Komm, trink mit mir en Most!«

Eduard sah ihn an, als ob er hinter ihm etwas bemerke, drehte Lohbauer an den Schultern um und sagte: »Nein... es ist doch nichts. Ich hab mir's eingebildet.« Und zu uns: »Er hat schon recht, der Rudi, aber helfen tut's mir auch nichts. Geh halt zu dei'm Most.« Und leise fügte er hinzu, vielleicht komme er dann auch noch zu »sei'm Mooschd«. Er kicherte, was immer ungemütlich klang, denn Edu-

ard hatte manchmal etwas Fratzenhaftes im Gesicht, das ihn gnomenhaft einschrumpfen ließ. Er machte sich kleiner, sagte: »Ich hab bloß guckt, ob der Rudi einen Schwanz hat; einen Stierschwanz . . . Mir ist's vorhin halt so vorgekommen, als ob er sich mit seiner Stierschwanzquaste im Nacken Luft zufächeln würd . . . Seht ihr, jetzt hat er den Schwanz wieder weggedreht.« Und als Lohbauer fortgegangen war, fragte er uns, ob wir's auch gesehen hätten, daß an der Helmschen Wirtschaft, wo die Maria als Kellnerin schaffe, gleich links beim Türele zum Wirtsgarten ein großes schwarzes Pferd an die Hauswand gemalt sei. Auf seiner Fahrt von Tübingen hierher habe er in Waldenbuch dasselbe Pferd gesehen; auch dort sei es auf eine Wirtshauswand gemalt. Wie aber hier die beiden schwarzen Rösser unter den Händen des Lohbauer (mit dem Stierschwanz) sich aufgebäumt hätten und ihre Schatten stehengeblieben seien an der Mauer hinterm langen Sanitätsrath Flad'schen Garten: »Also, diese Schatten haben mir's schon vorher g'sagt; sie haben's angedeutet und mir eingeflößt, denn es sind nämlich Regenflecken, und die Maria Meyer sammelt alle Regenflecken und wickelt sie zu Leintüchern für die Gäste im Helm'schen Gasthof auf. Und Regentropfen läßt sie als Steinnüsse über unsere Dielenbretter rollen, daß die Jungfräulein darauf ausrutschen, und das freut sie diebisch. Ich aber tanz mit ihr über die Regentropfenkörner und rutsch net aus! Und jetzt geh ich zum Most und lass mir von Maria das Gesicht besäuseln. Oder die Seele.«

Er verneigte sich. Luise sagte: »Schade.« Darauf er: »Weshalb soll es zu einem Schaden werden? Es

beschädigt mich jetzt nichts mehr.« Und Luise: »Schade, sag ich, weil die Mutter für dich Apfelkühle fertig hat.«

Luise nahm ihn bei der Hand, machte mir ein Zeichen mit den Augen und führte Eduard, der jetzt wie erloschen aussah, ins Haus hinein; denn wir standen – und dies bemerkte ich erst jetzt – vor Lohbauers Elternhaus.

Später – es war ein Samstagabend – saß ich mit Eduard und Lohbauer im Helm'schen Wirtsgarten unter den Kastanien, und Maria brachte uns das Bier. Eduard sah nicht zu ihr auf, obwohl sie zwischen ihm und Lohbauer stehen blieb. Als sie ihm die Hand auf die Schulter legte, gab seine Schulter nach und er neigte sich zu mir herüber, der ihm gegenüber saß; dabei kratzte er seine Pfeife aus.

Es war im Dunkelwerden. Vor uns flackerte ein Windlicht im dünnen Kugelglas. Maria hatte ihre schweren schwarzen Zöpfe hochgesteckt; lange goldene Ohringe regten sich neben ihrem Hals und schienen die Schultern zu berühren. So schaute sie für einen Augenblick geradeaus, die eine Hand auf Eduards Schulter, der sich duckte, und in der anderen zwei Bierkrüge, die sie hochhielt. Sie hatte große dunkle Augen und ein starkes Kinn, ein »steinernes Gesicht«, wie ich es für mich nannte, weil mir ihre Schönheit unheimlich war.

Sie ging weiter, drehte sich, war um die Hüften mit der rosa Schürze auf dem blauen Kleide wie eine Schachfigur gedrechselt, und während ihr zwei Bur-